In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 126. Posen, den 3. Juni 1928. 2. Jahrg.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanjez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.)

(Schluß).

Der Toro tobte davon, als könnte er sich durch Schnelligkeit der Marter entziehen. Doch da knallte es an seinem Nacken, scharf und kurz die Flintenschüsse. Außer sich vor Entsetzen sprang der Stier mit allen Vieren gleichzeitig hoch und drehte den Schädel nach beiden Seiten in dem vergeblichen Bemühen, sich mit dem Maul von diesen Dämonen in seinem Fleisch zu befreien. Und das Publikum freute sich über die komischen Sätze und Verdrehungen dieses schwerfälligen Kolosses, die fast den Eindruck machten, als führte sie ein abgerichtetes Tier aus.

„Ha! Das spürst du!“ lachte man wild auf den Galerien.

Das Zischen, das schwarze Knallen nahm ein Ende. Auf dem verkohlten Halse blähten sich dicke Blasen, und keuchend ließ der Stier die trockene Zunge lang heraushängen.

Der zweite Banderillero wiederholte das Manöver. Nach ihm der dritte. Ein Geruch von verbranntem Fett stieg aus der Arena auf, und die Bewegungen des Toros wurden immer langsamer, immer demütiger . . .

Gallardo erwartete an der Schranke das Signal zu töten, um von Garabato Degen und Muleta in Empfang zu nehmen.

Verflucht! . . . Wie prächtig war die Corrida bisher verlaufen, und da wollte es sein Unstern, daß dieser von ihm selbst wegen seines blendenden Aeußern ausgesuchte Stier sich als feige erwies!

Im voraus entschuldigte er sich bei den Sachverständigen im Parterre wegen etwaiger Unschönheiten beim Todesstich.

„Ich werde mein Möglichstes tun, aber . . .“ meinte er achselzuckend.

Dann schaute er noch einmal hinauf zur Loge Donja Sols, die ihm vorhin bei seiner Waghalsigkeit lebhaft, sehr lebhaft applaudiert hatte. Wieder blickten ihre Augen zu ihm hin — ein liebenswürdiges Lächeln grüßte ihn, während gleichzeitig ihr Begleiter, dieser unausstehliche Ausländer, eine Verbeugung machte, als knickte sein Körper in der Taille zusammen.

„Caramba! Ein mutiger Bursche hat doch Chancen bei ihr! Morgen werde ich sie besuchen,“ murmelte Gallardo hoffnungsvoll.

Das letzte Signal. Der Matador schritt auf den Toro zu.

„Mach's kurz! Dieser Ochse verdient nichts Besseres!“ rief man ihm wohlwollend zu.

Aber sobald er die Muleta entfaltete, griff ihn der Stier an, langsam, doch mit der deutlichen Absicht, zu kämpfen, zu zerreißen, zu zermalmen, als hätte dieses lange Martyrium seine Wildheit geweckt.

Die Abneigung des Publikums gegen den Toro schwand. Ah, endlich ging er los. „Olé!“ und der Beifall galt ebenso dem Tier wie dem glänzenden Spiel des Matadors mit der Muleta. Müde, unterwürfig senkte der Stier schließlich den Kopf.

Die Plaza erstarrte in dem Schweigen, das dem tödlichen Stoß vorangeht, diesem Schweigen — tiefer als die tiefste Einsamkeit — das Tausende verhaltener Atemzüge hervorbringt.

Ein leises Klappern: Gallardo legte mit der Degenspitze die halbverbrannten Schäfte der zwischen den Hörnern vorragenden Banderillas zur Seite. Das mysteriöse Band zwischen Espada und Publikum war da. Jetzt kam der meisterhafte Stoß. Gallardo warf sich auf den Stier, während im selben Moment die ganze Plaza, von der nervenzerreißenden Spannung erlöst, hörbar aufatmete.

Immer das gleiche! Beim Zustoßen hatte Gallardo den Kopf abgewandt, und der nur einige Zentimeter eingedrungene Stahl flog nach ein paar heftigen Rucken des Toros in den Sand.

Gebrochen der Zauber zwischen Matador und Zuschauern. Das frühere Mißtrauen gewann die Oberhand und tat sich in harten Aeußerungen kund.

Erbittert über diese intolerante Masse, stellte sich Gallardo, den aufgenommenen Degen in der Hand, von neuem dem Stier gegenüber auf.

„Ruhig Blut, Juan! Nicht überstürzen!“ rief ihm der Nacional zu.

„Hölle und Tod!“ fluchte der Espada. Sollte das immer so bleiben? Konnte er wirklich nicht mehr den Degen bis zum Knauf versenken? Und dazu bei einem feigen Stier, dem man Feuer setzen mußte?

Ohne Gebrauch von der Muleta zu machen, ging er, das scharlachrote Tuch zu Boden gesenkt, bis dicht vor den Stier — hob den Degen in Augenhöhe. Zwischen die Hörner mit dem Arm! . . .

Die Plaza stand auf. Sekundenlang bildeten Mensch und Tier eine einzige Masse und rückten noch so einige Meter weiter. Hände hoben sich, um Beifall zu klatschen: ein unübertrefflicher Stich! . . .

Doch plötzlich sauste der Mensch wie eine Kugel aus den Hörnern heraus und rollte über den Sand. Den mächtigen Schädel gesenkt, spießte der Toro den regungslosen Körper auf, warf ihn fort und raste mit der bis zum Griff versenkten Klinge noch ein kurzes Stück weiter.

Schwerfällig erhob sich Gallardo, überschüttet von einem brausenden Beifallssturm, mit dem die Plaza ihre Ungerechtigkeit wieder gutmachen wollte.

„Olé, der Knabe von Sevilla! . . . Olé, die Männer von Mut!“

Aber der Torero gab auf diese enthusiastischen Ausbrüche keine Antwort. Er hatte die Hände an den Leib gelegt und beugte, wie von Schmerzen gekrümmt, den Rücken. Mit gesenktem Kopf und schwankenden Beinen ging er zum Tor. Zweimal blickte er auf, um die Richtung innezuhalten, als fürchtete er, bei den betrunkenen Zickzacks seiner Schritte die Tür zu verfehlen. Und plötzlich fiel er, eine zusammengerollte Riesenraupe von Seide und Gold, zu Boden.

Vier Peones hoben ihn ungeschickt auf, während der Nacional den gelblichen Kopf stützte, dessen Augen durch

die halbgeschlossenen Lider so seltsam glasig schimmerten.

Im Publikum wurde es still. Fragend sah man sich an. Doch bald zirkulierten optimistische Nachrichten — diese anonymen Gerüchte, die jeder ohne Prüfung aufnimmt, und die in gewissen Momenten die Masse entflammen oder lähmen.

Nichts von Bedeutung, ein Hornstoß gegen den Unterleib, . . . aber kein Blut! . . .

Gallardos Körper lag mit schwer herunterhängenden Armen auf einem Bett im Verbandszimmer, und zum ersten Mal verlor der Nacional, der den Matador so oft schon wundenbedeckt gesehen hatte, seine Kaltblütigkeit. Diese grünliche Blässe, diese Starre flößten ihm Angst ein.

„Bei der blauen Taube!" knirschte er, „wo bleiben denn die Aerzte? Ist denn kein Mensch zur Stelle?"

Die Minuten wurden ihm zu Stunden, und in seiner Verzweiflung gab er Garabato und Potaje, die aufgeregt herbeistürzten, sinnlose Aufträge.

Die Aerzte traten ein, schlossen die Tür und befahlen, den Espada zu entkleiden.

Eilig, mit bebenden Händen, begann Garabato unter dem in der Decke eingelassenen Oberlicht das Kostüm des Toreros aufzuknöpfen und aufzutrennen, zu zerschneiden und zu zerreißen, gefolgt von den etwas ratlosen Blicken der Aerzte, die vergeblich nach Blut suchten.

Da stürmte der Doktor Ruiz ins Zimmer. Willig machten ihm seine Kollegen Platz, und der alte Praktikus ging sofort daran, Garabato fluchend beim Aufschneiden der Unterwäsche zu helfen.

Gallardos Körper lag nackt vor seinen Augen. Eine Wunde — eine einzige — war zu sehen: ein bogenförmiger Schlitz im Bauch durch den bläuliche Fleischfetzen zum Vorschein kamen.

Traurig schüttelte Doktor Ruiz den Kopf. Für diese grauenhafte Verwundung gab es keine Rettung.

„Doktor . . . Doktor!" schluchzte der Banderillero, und sah ihn mit flehenden Augen an.

Ein langes Schweigen. Noch einmal schüttelte Ruiz den Kopf.

„Es ist aus, Sebastian . . . Du kannst dir einen anderen Matador suchen."

Der Nacional blickte nach oben. So mußte dieser Mann enden! Ohne seinen Freunden die Hand drücken zu können, ohne ein Wort zu äußern, — urplötzlich, wie ein elendes Kaninchen, dem man einen Hieb ins Genick gibt! . . .

Verstört ging der Banderillero hinaus, um zu weinen, herzzerbrechend, wie ein Kind zu weinen.

Im Hofe mußte er beiseite treten, um die in die Arena trabenden Picadores vorbeizulassen.

Die Kunde von Gallardos Verscheiden drang zur Plaza. Einige zweifelten an der Tatsache, andere bestätigten sie, aber niemand rührte sich von seinem Sitz. Die Corrida war noch nicht zur Hälfte vorüber, erst zwei Stiere . . . Warum auf den Rest verzichten? . . .

Durch das Tor der Arena drang der Lärm der Menge, drang schmetternde Musik.

Und in der Seele des Nacionals stieg ein wilder Haß auf gegen alles, was ihn umgab, ein Ekel vor seinem Beruf und dem Publikum, das ihn ernährte.

Er dachte an den Toro, der jetzt mit verkohltem Hals und starren Beinen, die gläsernen Augen in die blaue Leere gerichtet, aus der Arena geschleift wurde.

Er dachte an den jenseits der Backsteinmauer liegenden Freund mit dem aufgerissenen Bauch und dem geheimnisvollen Glanz zwischen den halbgeschlossenen Lidern.

Armer Toro! . . . Armer Matador . . . Plötzlich brauste ein gewaltiger Ruf zum Himmel auf: die Plaza begrüßte die Fortsetzung der Corrida.

Der Nacional ballte die Fäuste.

Dort brüllte die Bestie, die wahre, die einzige.

Der unbeliebte Arzt.

Eine Geschichte aus Peru.

Von Ventura Garcia Calderon.

Zehn Stunden auf den Felsenwegen der Anden unter den
akrobatischen Kunststücken der Kondore, zehn Stunden im Sattel
durch die Berge Perus: da haben Sie das wirksamste Mittel gegen
Schlaflosigkeit. Also muß man schon glauben, daß ich den Teufel
im Leibe hatte — oder war es, weil die Umgebung übermäßig
trostlos wirkte? Völlig angekleidet, die Reitstiefel an den Beinen,
las ich, auf dem harten Lehmbett in der Hütte des Tambos aus-
gestreckt, eine alte Zeitung. Welche, ist nicht von Bedeutung.
Schließlich auch eine Art und Weise, sich beim Anschauen des
unter seinem Kabeljau gekrümmten Matrosen, der in jeder
Zeitung Südamerikas allen Blutarmen die Emulsion Scott ver-
schreibt, die Erinnerung an Zivilisation und ihre fernen Städte
wachzurufen.

Eine Stimme in meiner Nähe, eine rauhe Säuferstimme,
murmelte im Dunkel: „Vielleicht ist der Herr so gut, seine Kerze
auszulöschen, damit ich schlafen kann."

Nachgiebig griff ich nach dem Licht und versuchte es auszu-
blasen, als dieselbe Stimme höflich bemerkte:

„Bemühen Sie sich nicht!"

Eine Kugel pfiff an meiner Hand vorbei und löschte die Kerze.
Neuling in der Sierra, wenig gewöhnt, an solche extravagante
Manieren, antwortete ich erst einmal mit zwei Kugeln. Doch die
Stimme, jetzt spöttisch, ließ sich wieder vernehmen:

„So ein Barbar! Beinahe hätte er mich erschossen. Ver-
stehen Eure Gnaden denn nicht, daß es nicht bös gemeint war?"

Man muß dumm sein wie ein Gringo, um nicht zu wissen,
daß seine Art, die Kerze in der Hand eines gähnenden Nachbars
auszulöschen, die allergescheiteste ist. Wohlverstanden, man ris-
kiert, auch die Hand zu durchbohren, aber da er auf den Wett-
schießen stets den ersten Preis bekam! Das war es, was er mir
zehn Minuten später zu verstehen gab, als wir gut Freund wur-
den, und ich meine Kerze wieder ansteckte, damit wir uns in
Augenschein nehmen konnten.

„Ein Smith and Wesson!" meinte er, mit zärtlichem Blick
nach meinem Revolver greifend. „Sie erlauben?"

Ich erlaubte. Er verschoß ein paar Kugeln ins Dach, nur um
das schöne Mordinstrument knallen zu hören, und die durch den
Revolver erweckte Sympathie strahlte weiter aus auf seinen Be-
sitzer.

So kam es, daß wir uns um vier Uhr morgens gemeinsam
auf den Weg machten, und gegen Mittag diente mein weittragen-
der Smith and Wesson dazu, eine vor ihrem Felsenloch hüpfende
Vizcacha umzulegen. Im nahen Weiler, dessen kleine, im spa-
nischen Stil erbaute Kirche mit ihrer Glocke eifrig nach den Kon-
doren winkte, wollten wir sie braten lassen.

Mein neuer Freund, Concepcion Cabral — ein weiblicher
Vorname, aber ich versichere Sie, daß dieser Mestize sehr Mann
war — wollte die Tragweite meines Revolvers an der grünlich
schimmernden Kirchenglocke erproben. Eine schöne, eine geweihte
und sonore Glocke, die dort oben seit Jahrhunderten läutete!
Aber fraglos auch ein prächtiges, bewegliches Ziel für einen
„I.-Preisschützen". Klugerweise äußerte ich, daß unser Braten
in den Händen des Tambowirts vielleicht ein zweifelhafter Ge-
nuß werden könnte und es wohl angebracht wäre, mit unserer
Vizcacha zum Pfarrer zu gehen. Warum sich also mit dem wegen
einer alten Glocke überwerfen?

Ein Pfarrer in der Sierra meines Landes ist ein Feudal-
herr im Kleinen — ebenso gastfreundlich, ebenso geschickt in dem
Gebrauche der Waffen. Und in seiner riesengroßen Küche werden
die Tiere, die von den zerknirschten Indianern aus Angst vor der
Hölle herbeigeschleppt werden, im Ganzen geröstet.

Das Mahl war üppig. Eine zierliche Gevatterin, — weiß
gepudert, um diesem jungen Mann aus der Hauptstadt zu zeigen,
daß man auch hier alle Raffinements kannte — reichte uns große
Mates aus Zuckerrohrschnaps. Ich weiß nicht, wieviel Grad
dieser brandstiftende Alkohol besaß, doch der Pfarrer versicherte
ernst, daß er im Gebirge seine ganze Kraft verlöre. Als es uns
zu heiß wurde, trug man wunderbar reife Wassermelonen auf,
deren delikates, aber auch gefährliches Fleisch so gut den Durst
stillt.

Mein neuer Freund, Concepcion Cabral, verschlang eine
ganze Melone, dann eine zweite, dann eine dritte . . . und die
Sympathie für ihn wuchs, denn es zeugt von großer Artigkeit, bei
einem Amphyrion „ordentlich" zu essen.

Als wir sechs Stunden später in Coclatampu bei seiner Frau,
einer kleinen, schüchternen Indianerin, ankamen, überließ mir
Concepcion großzügig sein eigenes Bett und legte sich selbst auf

die blanke Erde. Alle Viertelstunde schlüpfte er jedoch hinaus, und mir schien es, als beklagte er sich mit unterdrückter Stimme: „Diese verflixten Melonen des Pfarrers!"

Frühmorgens sah ich beim Schein meiner treuen Kerze den gigantischen Mestizen, wie ein Knäuel zusammengerollt, in seinen Poncho beißen, um nicht vor Schmerz zu heulen. Die in Peru so schreckliche Ruhr tobte in seinem Körper.

Eiligst holte seine Frau die ganze Verwandtschaft, die ihn mit dem feierlichen Schweigen völlig resignierter Menschen umstand. Der Mann wälzte sich am Boden, krümmte sich, Schaum auf den Lippen, die Augen getrübt durch einen unsichtbaren Schatten, obgleich die aufgehende Sonne die Hütte mit einem Feuerstreifen durchzog, in dem der Staub in wirbelnden Wölkchen verbrannte. Zärtlich frägte seine neben ihm knieende Frau: „Taitita, hast du Durst?"

Es schien, als bewegte er die Lippen, und man goß reinen Alkohol auf seine violette Zunge. Dann riß sich der Zauberer des Dorfes mutig einige Augenbrauen aus, um sie nach den vier unheilvollen Winden zu blasen — nach den bösen Geistern, die einen in der Süße trügerischer Nächte überfallen. Warum kämpfen? Man muß sich dem Tod unterwerfen, und die Seele findet schneller den Weg zum Sonnenvater, wenn man in den verzerrten Mund ein Liter Alkohol schüttet, dann erst die Cocablätter für die Reise hineinlegt.

Empörung ist ein der Jugend eigener Charme. Ich schrie der zitternden Frau zu, den Schnaps beiseite zu stellen und ließ ihren Mann gewaltsam das Bismut aus meiner Satteltasche schlucken. Einen ganzen Tag, eine ganze Nacht blätterte ich — ein improvisierter Arzt — in meinem „Ratgeber für Krankheitsfälle". Medikamente verordnend, die Wunder taten.

Beim Morgengrauen öffnete der Kranke die Augen, wischte mit der Hand über seinen sabbernden Mund und hörte staunend, was seine Frau ihm zutuschelte.

„Senjor," rief er, halbaufgerichtet, „nächst Gott verdanke ich Ihnen alles!"

Eine seltsame Musik unterbrach ihn. Als ob peruanische Flöten aus den Huacos der Toten die düsterste Melodie hervorgeholt hatten, eine immer wiederkehrende, durch dumpfes Trommeln abgeschnittene Kadenz. Ohne Zweifel war es die klagende Stimme der nächtlichen Anden — die süße, oft und oft unterwegs gehörte Stimme, wenn ein Indianer auf seiner Quena aus wildem Rohr die Sterne anrief, die um die tote „Mutter Mond" tanzten . . . Aber um sieben Uhr morgens war diese Musik unheimlich.

Durch die Tür der Hütte sah ich sie hereinkommen, paarweise geordnet, wie zum Fest gekleidet. Wenn Sie nichts von Indianerbräuchen wissen, werden Sie wohl fragen, welches Fest man denn an diesem Tage begehen wollte . . . Nun wohl, die Leichenfeier: diese Leichenfeier, die für die geknechtete Rasse laute, rauschende Erlösung ist: eine Woche lang trinkt man, tanzt man — selbst die Witwe —, kann man, den Tod feiernd, das Leben noch ertragen.

Doch diese Weisheit ist nicht für einen weißen Mann geschaffen. Zornrot im Gesicht, wie ein Tobsüchtiger brüllend, trieb ich den prunkvollen Zug mit meinem Revolver in die Flucht. Und die unglücklichen Indianer ließen, um sich selbst in Sicherheit zu bringen, die bauchigen Maiswein fallen, ihre Kürbisschalen mit dem in unterirdischen Gewölben gekühlten Zuckerrohrschnaps. Nur ein schönes Mädchen, das die violette Manta der Trauer wie eine Fürstin trug, blieb stehen, um mich aus weiten Augen mit weissagendem Haß anzusehen. Dann spuckte sie mich an, ohne die Lippen zu bewegen, mit der Präzision eines Lamas.

Aus einer unsichtbaren Schleuder flitzte ein Stein, zerfetzte mir die Stirn . . . und beim Anblick des Blutes schwand mein Zorn. Ich begriff. Um einen Menschen vom Tode zu erretten — der endgültigen Befreiung, der einzigen sichern Belohnung —, hatte ich eine wunderschöne Trauerwoche mit den erhabenen Klagen von Stimmen und Flöten vereitelt. Ah, ich war ein Störenfried, ein Zauberer, der Tote auferweckt, ohne daß ihn irgend jemand darum gebeten hätte. Sei es drum! Concepcions Dankbarkeit sollte mir genügen . . .

Aber nein, auch der war nicht ganz zufrieden und gab es mir sehr artig zu verstehen. Wohl hatte ich ihn gerettet, doch dabei tausendjährige Gewohnheit durchbrochen, den Willen der Götter wie den Zorn der Menschen herausgefordert. Ob er noch so sehr Mestize war, er dachte und fühlte wie die Indianer.

„Sie werden Euch töten, Senjor!" sagte er mir mit prächtiger Gewißheit. „Nie weiß man, wie — ein Stein, vergiftete Chic . . ."

Auf seine Bitten hörend, schlüpfte ich bei Einbruch der Dunkelheit aus dem Dorf, die Sporen eingesetzt, den Revolver auf die musikalische Nacht gerichtet, die auf der Quena schon die Süße meiner eigenen Leichenfeier besang.

(Berechtigte Uebertragung aus dem Spanischen von Otto Albrecht van Bebber.)

Technik und Forschung.

Von Dr. Curt Thomalla.

Wie haben wir's doch so herrlich weit gebracht! Mit überlegener Ueberheblichkeit belächelt heutzutage jeder Famulus, jeder Medizinalpraktikant, ja schon der Student die einstige Generation von Aerzten und Naturforschern, die früher einmal den Typhus als „Nervenfieber", die Tuberkulose als „Auszehrung", die Malaria als Wirkung giftiger Sumpfgase diagnostizierte. — Heute braucht man nicht einmal Medizin zu studieren, um als Selbstverständlichkeit zu wissen, daß Mikroorganismen, winzigste schmarotzende Lebewesen, die Krankheit verursachen und Tod bringende Urheber all solcher Leiden sind.

Ob wir wohl all unser heutiges Wissen von Infektion, Bazillen, Bakterien und Coccen, von der feinsten Struktur des Zellstaates, den unser Organismus darstellt, von der lebenswichtigen Zusammensetzung der Blut- und Lymphsäfte, der Sekretion innerer und äußerer Drüsen und alle sonstigen Bereicherungen unseres Wissens hätten, wenn wir noch nicht die höchst vollkommenen Mikroskope besäßen, mit denen heute schon jeder Student arbeitet? — Vielleicht würden noch heute jene Theorien und Anschauungen im Umlauf sein, wissenschaftlich tief begründet und mit Feuereifer verfochten und bekämpft wie vor 100, 200 Jahren, wenn nicht in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der umwälzende Umschwung in all unserem medizinischen Denken und Fühlen gekommen wäre, veranlaßt durch die Eroberung der Luft mit Luftschiffen und Flugzeugen erst durch die Vervollkommnung des Motors aus utopistischen Träumen zur realen Wirklichkeit wurde, so gab in der naturwissenschaftlichen und ärztlichen Forderung erst die Verfeinerung der optischen Linsen Hilfsmittel, die Ausklügelung raffinierter Untersuchungsmethoden die Möglichkeit, längst geahnten Zusammenhängen auf die Spur zu kommen.

Wir bilden uns heute ein, daß Jahrhunderte hindurch in langsamer Entwicklung all das entstanden und gereift sein müsse, was wir heute wissen und können. Daß noch im 17. Jahrhundert die Inquisition jeden Naturforscher bedrohte und verfolgte, weil er am Werke Gottes zu drehen und zu deuteln wagte, daß selbst die Reformation in gleicher Unduldsamkeit die wissenschaftliche Sektion einer Leiche mit Verbrennung des Anatomen ahndete, können wir heute kaum noch glauben. Und daß im 18. Jahrhundert abergläubische Anschauungen als wissenschaftliche von den großen Akademien verfochtene und verkündete Wahrheit zu Recht bestanden, die uns heute kindisch und lächerlich dünken, erscheint uns unfaßbar. Bienenvölker entstanden z. B. nach damaligen Anschauungen aus den verfaulten Kadavern von Kälbern, denen man die Hörner absägen mußte, damit die Bienen herauskonnten. Wenn gegen solche Sinnlosigkeit ein freier Geist auftrat und behauptete, Leben könne nur aus Leben, ein Lebewesen nur aus einem gleichartigen Lebewesen entstehen, sei es ein Rindvieh, eine Biene oder ein einzelliger Mikroorganismus, so wurde er nicht nur verhöhnt oder verlacht, sondern verflucht und in den Bann getan, denn er zog ja die Allmacht Gottes in Zweifel. Ja bis ins 19. Jahrhundert hinein können wir die Aufrechterhaltung und Verfechtung sinnloser, törichter Thesen, die wissenschaftliche Bekämpfung der fortschreitenden Erkenntnis verfolgen. Bis endlich unwiderlegliche Beweise erbracht werden konnten, bis in England und Oesterreich Kindbettfieber und Wundinfektionen, die Würgeengel damaliger Hospitäler, in richtiger Erkenntnis der wahren Zusammenhänge bekämpft und ausgerottet wurden, bis in Frankreich mancherlei Pflanzen und Tierkrankheiten auf Mikroben beruhend entdeckt, später die Tollwut ihres Schreckens beraubt wurde, bis vor allem in Deutschland Milzbrand, Tuberkulose, Cholera durch Robert Koch, Diphtherie durch seinen Schüler Behring in ihren Erregern festgestellt und damit einer sinngemäßen Behandlung zugängig gemacht wurden. Nun folgte Schlag auf Schlag die Entdeckung fast sämtlicher Krankheitserreger, all der verheerenden Stäbchen und Pünktchen, all die Erforschung ihrer Lebensbedingungen und Giftwirkungen im Menschen. Was die ersten Vorläufer der Mikrobenforschung im 17. und 18. Jahrhundert mit genialer Intuition ahnten, erfaßten und selbst sahen, das konnte damals noch nicht bahnbrechende Erkenntnis werden, weil die technischen Hilfsmittel der Verbreitung solchen Wissens fehlten. Wenn der als komischer Kauz, als halbirrer Phantast verlachte Anton van Leeuvenhoek, der in dem kleinen holländischen Städtchen Delft als Krämer und Pförtner hauste, sich selbst seine optischen Linsen schliff und faßte, seine plumpen, sich selbst seine Gestelle konstruierte, und das, was er dann an Wunderbarem im Wassertropfen, im Fliegenauge, im Speicher sah, in formlos drolligen Briefen an die Royal Society in London berichtete, so erregte es wohl Aufsehen, aber bald war es wieder versunken und vergessen. — Wenn Lazzaro Spallanzani, trotz seines triebhaften Naturforscherdranges vorsichtshalber erst Mönch und Geistlicher (denn noch drohte Acht und Bann neuen Erkenntnissen!) geworden, als Erster die Teilung eines einzelligen Lebewesens in zwei einzellige Lebewesen unter dem Mikroskop sah, wenn er die Wahrheit von dem ersten Entstehen primitiven Lebens dann als Universalprofessor an der Universität Pavia kündete, so stand noch die Mitwelt in einem Entrüstungssturm gegen ihn auf. Er hatte es gesehen, dieses unglaubwürdige Wunder der Natur. Aber wie konnte er's all den Schreiern und Hetzern und Neidern beweisen? — Die Technik fehlte, die technischen Voraussetzungen für die Verbreitung und Fundierung solch umwälzender Lehren und Begriffe. — Als aber Pasteur das Wesen der Gärung erforschte und Hefesporen entdeckte, als dem 28jährigen bescheidenen Landarzt in Bomst, jenem völlig unbekannten und bedeutungslosen Robert Koch, dem seine Frau zum Geburtstag ein Mikroskop schenkte, bei seinen Tändeleien und zuerst fast nur spielerischen Mikroskopiereien die Entdeckung des Anthrax-Bazillus gelang, dem damals noch Hunderte und Tausende von Rindern und Schafen, ja ganze Viehherden und viele Menschenleben durch Milzbrand zum Opfer fielen, als ihm später die Entdeckung des Tuberkulose-Bazillus gelang, und als schließlich der zu Ruhm, Ansehen und Würdigung gelangte Forscher auf seiner indischen Reise den Cholera-Bazillus fand — selbst diese Entdeckung wurde noch so bestritten und belächelt, daß einer der heftigsten Gegner Kochs ein

Glas voll Cholera-Bazillen austrank, um die Sinnlosigkeit seiner neuen Theorien zu beweisen —, damals stand schon in jedem Universitätsinstitut, in der Stube eines jeden Forschers, jedes Naturwissenschaftlers, ja selbst bei fortgeschrittenen Privatärzten ein Mikroskop. Die technische Verbreitung, die Nachprüfung, die Bestätigung, die Vervollkommnung des Entdeckten, Neugefundenen, war jetzt eine Kleinigkeit. Mit der erhöhten Anforderung an die technische Vollkommenheit der Apparatur wuchs auch das Streben der Industrie nach immer umfassenderer Weiterentwickelung der Optik und der Feinheiten des Mikroskops. Und in ständiger Weiterentwicklung ergab jede technische Vervollkommnung neue Ausblicke, neue Möglichkeiten.

Sie lernte es.

Von M. Comert.

Die Pförtnerfrau kam hereingestürzt und bat ihn, doch schnell mit ihr zu kommen. Oben läge ein junges Mädchen, das einen Selbstmordversuch gemacht habe, weil ihr Freund sie verlassen.

In ihrem kleinen Zimmer lag das junge Mädchen auf dem Bett. Sie war sehr bleich. Ihre Lippen waren bereits blau. Aber wie hübsch sah sie doch trotzdem aus! Als er lange Zeit hindurch Wiederbelebungsversuche gemacht hatte, schlug sie endlich ein Paar schöne dunkle Augen auf und sah ihn mit einem verzweifelten und vorwurfsvollen Blick an.

Er war rasend auf den Schuft, der eine solche Verzweiflung in diesem hübschen Mädchen hervorgerufen hatte — und gleichzeitig war er fast eifersüchtig auf ihn.

Als er es wieder verantworten konnte, sie allein zu lassen, begab er sich zu der Pförtnersfrau, um sie auszuforschen.

„Ach — an dem war nichts dran — an dem hat sie wirklich nichts verloren," meinte die Frau. „Er war wie die meisten jungen Leute sind, aber sie hing ja so an ihm — ja, wenn man sie zusammen gesehen hat — dann kann man begreifen, daß sie dazu imstande war, einen Selbstmordversuch zu machen — und jetzt will er sich mit einer anderen verheiraten . . ."

„Wenn sie nun bloß nicht wieder etwas anderes aussinnt," meinte die Pförtnerin schließlich.

Der Arzt beruhigte sie. Erstens wußte er aus Erfahrung, daß man derlei nicht gleich wieder tut, und zweitens würde er auf sie aufpassen.

Jeden Nachmittag besuchte er Marie-Luise, und als sie dann schließlich wieder bei Kräften war, brachte er ihr auch allerhand schriftliche Arbeiten, die sie für ihn machen sollte. Sie unterhielten sich, und er versuchte, sie in jeder Weise zu ermuntern.

Anfangs war sie sehr zurückhaltend und verschlossen. Sein milder und doch etwas autoritativer Ton bewirkte, daß sie sich schließlich sehr wohl in seiner Gesellschaft befand und gern mit ihm sprach.

„Ich bin's nur — ich wollte mal nachsehen, ob Sie heute artig waren — aber Sie haben ja geweint — ich seh' es Ihnen an — warum sitzen Sie denn auch hier, ohne Licht?"

„Ich bin gerade heimgekommen."

„Ob das auch stimmt — ich glaube fast, daß das nicht stimmt — Sie haben wieder dagesessen und über allerhand dummes Zeug gegrübelt. Das müssen Sie nun endlich sein lassen — das Leben ist ja so schön — so das ist es, Marie-Luise — —"

„Warum bekommt man mich denn satt?"

„Weil „man" ein Schuft ist — aber es gibt auch andere Leute, die Sie lieben werden . . ."

„Was nützt mir das — wenn ich mir nichts daraus mache."

„Sie sind ein dummes, kleines Mädchen, Marie-Luise, Sie müssen nun endlich lernen, das Leben etwas vernünftig zu leben, es zu genießen, so lange Sie aufnahmefähig und jung sind — sind Sie erstmal alt — dann ist noch genug Zeit zum Weinen und Grübeln da." Aber seine Beredsamkeit war in den Wind. Schweigsam und traurig hörte sie ihn an, ohne daß sie zu widersprechen wagte.

Als er ihr dann eines Tages erklärte, daß er sie liebe, sie immer lieben würde und sie bat, seine Frau zu werden, sagte sie eben so still und traurig „ja", und als er sich zu ihr herabneigte, um sie zu küssen, ließ sie es ruhig geschehen.

Als er ihr aber erzählte, daß sie an die See reisen würden, strahlten ihre Augen, und sie sagte: „Alfred wollte nie mit mir verreisen."

„Kannst du mich denn dann nicht besser leiden," fragte er naiv.

„Ach — das ist ja nicht dasselbe," erwiderte sie, und das Licht in den dunklen Augen erlosch.

Das war das letzte Mal, daß Alfreds Name zwischen ihnen genannt wurde. Sie reisten an die See. Mit jedem Tage wurde sie froher und hübscher. Jedesmal wenn er mit Wohlgefallen ihre frischen rosigen Wangen betrachtete und sich über ihre strahlenden Augen freute, entsann er sich des bleichen, verzweifelten Gesichts, nachdem Alfred sie verlassen hatte. Er hätte den merkwürdigen Wunsch, nicht hinter Alfred zurückzustehen. Er wollte sie nur ein einziges Mal um seinetwillen weinen sehen — nur einen Augenblick so wie sie um Alfred geweint hatte.

Er sann sich eine unwahrscheinliche Geschichte aus, daß er reisen müsse und fing damit an, sie darauf vorzubereiten, und zwar in der Art, daß sie glauben sollte, er sei ihrer überdrüssig geworden.

Sie sah ihn etwas ernst und traurig an und sagte dann voller Resignation: „Ich verstehe sehr wohl, was du meinst. Du brauchst dir aber keine Gedanken um meine Person zu machen. Du brauchst nicht bange zu sein, daß ich dieselbe Dummheit noch einmal begehe."

Als sie bemerkte, daß er sehr, sehr bleich wurde, fürchtete sie, daß er sie falsch verstanden habe. Sie beeilte sich hinzuzufügen: „Du kannst ganz ruhig sein — ich bin vernünftig geworden und habe gelernt, daß man das Leben leben muß, wie es nun einmal ist . . ."

(Autor. Uebersetzung aus dem Französischen.)

Aus unserem Raritätenkasten.

27.

Am Hafen von Acajustia in Salvador gibt es einen Vulkan, der vollständig als Leuchtturm dient. Mit größter Regelmäßigkeit speit er alle 7 Minuten leuchtende Lavamassen aus, die bei Tag als Rauchwolken die Schiffer orientieren, bei Nacht als unfehlbares Blinkfeuer.

28.

Indien muß jährlich rund 1600 Millionen Mark nur allein an Gehältern für englische Beamte, Offiziere und Soldaten aufbringen, welch letztere dort angeblich zum Schutze Indiens für englischen Nutzen gehalten werden.

29.

Ein Kubikmeter Wasser des Atlantischen Ozeans enthält 14 Kilogramm Salze.

30.

Der Bau des Suezkanals dauerte vom 25. April 1859 bis 19. November 1869. Es arbeiteten ständig gegen 25 000 Arbeiter daran.

31.

In Holländisch-Guyana ist fast im ganzen Jahr die Temperatur vollständig gleich. Sie beträgt durchschnittlich im Sommer 25½ Grad Celsius, im Winter 25 Grad.

32.

In Tibet, der ungeheuren asiatischen Tiefebene, gibt es Binnenseen, die fast 6000 Meter über der Oberfläche des Meeres liegen.

33.

Ein anscheinend trefflicher Ersatz für Petroleum für motorische Zwecke ist Natalit, ein Destillat aus Melasse.

34.

Der Bielasche Komet wurde zuletzt 1852 beobachtet. Im Jahre 1879 tauchte er nur noch als Meteorschwarm auf.

35.

In Irland gibt es weder Schlangen noch Mäuse. Nicht einmal die unschuldige Blindschleiche, eine Eidechsenart, kommt auf der smaragdenen Insel vor.

36.

Ein englischer Forscher hat in Indien nicht weniger als 179 Sprachen und 544 Dialekte festgestellt.

37.

Die große Mehrzahl der Tiere kümmert sich nicht um seine Toten, meidet vielmehr den Ort, wo ein Kadaver liegt. Zwei Ausnahmen fallen um so stärker auf: Die südamerikanischen Lama gehen zum Sterben an einen bestimmten Platz, sie versammeln sich also im wirklichen Sinne des Wortes „zu ihren Vätern". Und die Ameisen verbergen ihre Leichen an einer gemeinschaftlichen Stelle in den Höhlungen des Bodens, so daß man von einem wirklichen „Ameisenfriedhof" reden kann.

38.

Der Astronom Flammarion hat auf Grund einer Prüfung aller vorhandenen Dokumente festgestellt, daß die jährliche Regenmenge in Europa seit 300 Jahren beständig, und zwar um 10 % zugenommen hat. Ebenso, daß seit vielen Jahrzehnten fünf feuchte Jahre fünf trockenen folgen; innerhalb jeder solcher Periode erreicht die Regenmenge ein Maximum resp. Minimum.

39.

In China ist es Sitte, daß ein Sohn, der seinen Vater liebt, diesem einen Sarg schenkt.

40.

In der „guten alten Zeit" mußten Schiffe, die auf dem Main fuhren, allein auf der Strecke zwischen Bamberg und Mainz 33 mal Zoll bezahlen.

41.

In Norwegen, Serbien, Griechenland, Bulgarien und der Türkei gibt es keinen Adel.

Fröhliche Ecke.

Die feine Familie. „Guten Tag, liebe Frau Meiern. Sieht man Sie auch einmal wieder?"

„Ei, der Tausend, Herr Müller, das ist aber hübsch, daß ich Sie treffe. Was macht denn Ihre Tochter?"

„Danke der Nachfrage. Es geht ihr recht gut."

„Ist sie denn noch immer nicht verlobt, das hübsche Mädel?"

„Nu, nee, Frau Meiern. Wenn man Ansprüche stellt — Hübsch muß ein Mann sein, gut muß er sein; aber die Hauptsache ist hier, er muß aus ganz feiner Familie stammen. Wissen Sie, der Assessor Schwiebus, das wär' schon der Richtige. Wenn sie den kriegen könnte —"

„Der Assessor? — Hehehehe! Da ham Sie kee Glück! Der will nämlich auch nur in eine ganz feine Familie heiraten! Verstehen Sie, Herr Müller?"

R. B.

Verantwortlich: I. V.: Guido Baehr, Poznań.